

Michael Kohles (Hrsg.)  
Dichter am Äther

Michael Kohtes (Hrsg.)

*Dichter am Äther*

Schriftsteller über das Radio

Grupello Verlag

*Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser*  
Besuchen Sie uns im Internet unter  
*www.grupello.de*

---

## Inhalt

<i>Michael Kohtes</i> Mikroieber und Lauschgift – eine Vorgeschichte	7
<i>Peter Härtling</i> Als Radiohören noch gefährlich war	15
<i>Friederike Mayröcker</i> Äther	17
<i>John von Düffel</i> Die Bahnhofsansagerin	19
<i>Eva Demski</i> Ein Gefährt für Einzelgänger	22
<i>Eckhard Henscheid</i> Die Fußballübertragung	25
<i>Burkhard Spinnen</i> Das Medium des Globalbewußtseins	28
<i>Wolf Wondratschek</i> Sieben Weltwunder fragen sich, was kommt jetzt?	31
<i>Paul Nizon</i> Liebe Zuhörer	35
<i>Katja Lange-Müller</i> Radiopantomime	37

1. Auflage 2006

© by Grupello Verlag  
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf  
Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83  
Druck: Müller · Satz & Repro  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-052-3

<i>Franzobel</i> Die Wörter der Götter schneiden die Lüfte	40
<i>Wilhelm Genazino</i> Von den Marotten der Moderatoren	43
<i>Thomas Meinecke</i> Das Sendeloch	45
<i>Gerhard Köpf</i> Von der Poesie des Pausenzeichens	48
<i>Ulrike Draesner</i> Ohrenheim	50
<i>Jochen Schimmang</i> Radio Times	54
<i>Richard Wagner</i> Mein erstes Radio	57
<i>Uwe Kolbe</i> AFN in Ostberlin	60
<i>Feridun Zaimoglu</i> Großvater	63
<i>Katharina Hacker</i> The Voice of Music	65
<i>Felicitas Hoppe</i> Ganz Ohr	68
<i>Adolf Muschg</i> Akustische Reize verlangen mehr von uns	71
Die Autoren	74
Der Herausgeber	80

*Michael Kohtes*

## Mikrofieber und Lauschgift – eine Vorgeschichte

»Achtung! Hier Sendestelle Berlin Voxhaus Welle 400. Wir bringen die kurze Mitteilung, daß die Berliner Sendestelle Voxhaus mit dem Unterhaltungsrundfunk beginnt.« Mit diesen dürren Worten nahm am 29. Oktober 1923 der Rundfunk in Deutschland seinen Programmbetrieb auf. Was in jener einstündigen Ursendung durch den Äther knisterte, könnte man im nachhinein für ein frühes Mißverständnis dessen halten, was heute als Crossover verkauft wird: ein Cello-Solo von Fritz Kreisler, ein Foxtrott mit dem Titel *Wenn die Jazz-Band spielt* und als Finale die Nationalhymne *Deutschland, Deutschland über alles*. Das Ganze ohne ein Fünkchen Journalismus. Auch von Literatur keine Spur. Wir ahnen warum: Nicht der Inhalt war entscheidend, sondern die Technik. Dem Pionier-Radio genügte der Nachweis seiner bahnbrechenden Übertragungsmöglichkeiten, um die Welt zum Staunen zu bringen. Das Zeit und Raum überwindende Medium war seine Botschaft.

Die Menschen waren vom »großen Wunder des Rundfunks« fasziniert, wie Rudolf Arnhem, Radiotheoretiker der ersten Stunde, dessen magische Wirkung beschreibt. Mithin blieb es auch nicht bei den 467 Hörern, die Ende 1923 in Deutschland angemeldet waren – nicht zuletzt kamen schon bald Millionen von »Schwarzhörern« hinzu, die mit selbstgebaute Empfangsgeräten den Pogrammen lauschten. Freilich, und wie immer, wenn eine mediale Revolution die Welt verändert: Die Begeisterung an der Basis verhielt sich proportional umgekehrt zur Verunsicherung im kulturellen Überbau. Lärmempfindliche Bildungsbürger fürchteten um ihren Lesefrieden, notorische Kulturpessimisten, seit Erfindung des

Telefons ohnehin bar jeder Hoffnung, hielten das Radio erst recht für einen Untergangsbeschleuniger. Nur wenige zeigten sich dem Neuen gegenüber so aufgeschlossen wie Bertolt Brecht. Er hatte sofort erkannt, daß Radio nicht zwangsläufig dumm macht, sondern mangels Praxiserfahrung nur *dumm gemacht* wird: »Man hatte plötzlich die Möglichkeit, allen alles zu sagen, aber man hatte, wenn man es sich überlegte, nichts zu sagen.« Anders gesagt: Die Väter des Rundfunks verfügten zwar über den technischen Apparat, produzierten damit aber noch hauptsächlich heiße Luft.

Spätestens hier waren die kritischen und kreativen Köpfe gefragt, die den Programmen jenes publizistisch-künstlerische Profil geben sollten, dessen der Funk der frühen Jahre so dringend bedurfte, wollte er vor den Ohren der Öffentlichkeit mehr sein als eine Abspielstation für die Schallplatten- und Grammophonindustrie. Also erging der Ruf an die Dichter und Denker im Land. Einen prominenten Fürsprecher fand das neue Medium in Alfred Döblin. Der Rundfunk, so referierte er vor Kollegen, fordere uns auf, die »Drucktype« und damit den kleinen gebildeten Klügel zu verlassen. Ließen sich dank großer Reichweiten doch nun all die herrlichen Dichterworte, vordem im Salon deklamiert, drahtlos und direkt in Volkes Ohr senden. Die Möglichkeit der massenwirksamen Verbreitung machte den Rundfunk, diesen »demokratischen Apparat par excellence«, für die Literatur attraktiv. Dies um so mehr, als die Lesung oder der Vortrag in einem Sendestudio stets mit der angenehmen Gewißheit korrespondierte, »daß im Nebenraum der Herr mit dem Honorar in der Hand bereit steht« (Carl Zuckmayer). Arbeiten für den Rundfunk wurden schon damals relativ üppig honoriert, was zumal solche Autoren zu schätzen wußten, die jenseits des belletristischen Mainstreams publizierten und folglich auf Nebeneinkünfte angewiesen waren. Von daher konnte die Literatur das Radio ebensowenig entbehren wie umgekehrt das junge Medium die Literatur.

Daß sich die beiden nicht sofort das Ja-Wort gaben, lag daran, daß die schöne Dame Kunst sich anfangs ein wenig

zierte. Verständlicherweise, denn der Verführer Rundfunk galt bis zum Beweis des Gegenteils als ein Luftikus, dem der Ruch des Populären und Unseriösen anhaftete. Sein Image war das eines elektronischen Volksbelustigers, der die Republik mit »Negermusik« beschallte und zudem konsequent auf das Kurzzeitgedächtnis setzte. Das Radio, nicht nur das schnellste, sondern auch das flüchtigste Medium, produziert eben nichts für die Ewigkeit. Diese avantgardistische Verflüchtigungsästhetik war für viele Schriftsteller und Wortwerker zunächst noch gewöhnungsbedürftig.

Hinzu kam, und zwar erschwerend, daß der Vortragskünstler im Radio der Einsamkeit eines sterilen Sendezimmers ausgesetzt war, wo man mit seiner Stimme allein und doch vor dem größten Publikum saß, das je einem Redner zuhörte. Allein der Gedanke daran verursachte bei etlichen Funknovizen jenes seltsame Leiden, das im akuten Fall zu Schweißausbrüchen und heftigem Fracksausen, ja sogar zu einem vorübergehenden Ausfall des Sprechorgans führen konnte. Offenkundig in brennender Sorge um die Zukunftstauglichkeit der geistigen Elite, veranstaltete die Zeitschrift *Der Deutsche Rundfunk* im Jahr 1928 eine Umfrage, die Aufschluß über das rätselhafte Nervenflattern bringen sollte. Per Rundbrief wurden Dichter, Literaten, Sänger und Schauspieler von Rang um eine kurze schriftliche Antwort auf die vertrauliche Frage ersucht: »Haben Sie Mikrofonfieber?« Ein Teil der Antwortschreiben ist erhalten geblieben und heute im Deutschen Rundfunk-Museum Berlin zu besichtigen. Wie es scheint, hat nicht jeder Adressat die Frage sogleich verstanden; der kluge Arnold Zweig jedenfalls schrieb an die sehr geehrte Redaktion: »Leider weiß ich nicht, was Mikrofonfieber ist. Sollten Sie aber Mikrofonfieber meinen (denn Mikro hat schließlich noch einige andere Sprachfunktionen, als eine Abkürzung von Mikrofon zu sein), und bilden Sie hier eine Analogie zu dem Worte Lampenfieber, so will ich Ihnen gern mitteilen, daß ich weder das eine noch das andere habe. Ich bin gewohnt zu Menschen zu sprechen. Es macht mir gar nichts aus, daß sie nicht dasitzen. Vielmehr gibt mir das Mikrofon auf dem

Tisch nur jene schöne Einsamkeit wieder, die man hat, wenn man im verdunkelten Arbeitszimmer seinen Nächsten Stücke einer neuen Arbeit vorliest. Daß diese Nächsten im Falle des Rundfunks zugleich die Breitesten und Fernsten sind, ändert an den intimen Tatbeständen nichts.«

Derlei unerschrockene Mitarbeiter brauchte der Rundfunk, Vortragsmeister und Sprachmächtige, die keinem Mikrophon aus dem Weg gingen. Er bekam sie in dem Maße, wie das gefürchtete »Mikrofieber« bald immer weniger Autoren davon abhalten konnte, ihre Schaffenskraft in neue Bahnen zu lenken. Entsprechend kamen fast alle, die im kulturellen Betrieb der Weimarer Republik etwas zu sagen hatten, über kurz oder lang auf den Ätherwellen zu Wort. Neben den schon Erwähnten hörte man die Stimmen von Joseph Roth, Robert Musil, Heinrich und Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Marieluise Fleißer oder Johannes R. Becher. Irgendwann hatte jeder seinen Auftritt in der *Berliner Funk-Stunde* oder lieferte Manuskripte für Sendungen, die auf so schöne Titel hörten wie *Stunde der Lebenden* oder *Der Dichter als Stimme der Zeit*. Übrigens waren die Intendanten der damaligen Sendeanstalten oft selbst ausgewiesene Schriftsteller, Ernst Hardt in Köln etwa oder Fritz W. Bischoff in Breslau. Von ihnen ging auch der Anstoß aus, das Radio doch bitteschön als eine eigene Kunstform zu begreifen, mithin aus dem Übertragungs- und Verbreitungsmedium zugleich ein Ausdrucksmedium zu machen. So wurden Autoren dazu ermuntert, Bühnenstücke für die Ohren zu schreiben, aus denen die ersten Ätherdramen und Hörspiele entstanden. Pionierarbeit auf diesem Feld leistete Brecht mit seinem 1929 uraufgeführten Radio-Lehrstück *Der Lindberghflug*, das auch insofern lehrreich war, als es die gesellschaftlichen Veränderungskräfte des »Kommunikationsapparats« reflektierte.

Natürlich begriffen auch die Nazis rasch, daß sich die enormen Möglichkeiten des Massenmediums instrumentalisieren ließen, nämlich einerseits propagandistisch, andererseits im Sinne einer geistfreien Unterhaltungswelle. Solchermaßen auf ein Programm abonniert, dessen Angebot sich

weitgehend in der Übertragung von Hitler-Reden und einem »Dudelfunk« *avant la lettre* erschöpfte, dürfte so manchem Radiofreund wieder das physiologische Handikap unseres Hörsinns zu Bewußtsein gekommen sein: daß eben das Ohr, anders als das Auge, nicht die Lider herunterlassen kann. In dem Zusammenhang sei an das Kuriosum erinnert, daß der Diktator selbst nur ein einziges Mal in ein Studiomikrophon sprach, am Tag nach der »Machtergreifung« nämlich, als er im Rundfunk einen »Aufruf an das Deutsche Volk« verlas. Der Auftritt muß peinlich gewesen sein, wie Ohrenzeugen berichten. Jedenfalls hat Hitler danach nie wieder ein Sendestudio betreten. Er litt an »Mikrofieber«. Seine mittels »Volksempfänger« übertragene Reden hielt er vor großem Publikum, dessen unmittelbare Nähe er wohl brauchte, um sein hysterisch enthemmtes Agitationstheater aufführen zu können. Über die Literatur indessen war Funkverbot verhängt worden – der verfeimte Geist saß im Ausland, hörte »Feindsender« oder hockte im Schützengraben.

An die blühende Radio-Kultur der Zwischenkriegszeit vermochte der Rundfunk hierzulande erst wieder in den Wirtschaftswunderjahren anzuknüpfen. Nachdem die Westdeutschen unter Anleitung der Besatzungsmächte das Radio als »demokratischen Apparat« repariert und ihm die Rechtsform einer selbstverwalteten »Anstalt des öffentlichen Rechts« gegeben hatten, konnte es, noch unbelastet von der Konkurrenz des Fernsehens, seinen Siegeszug durch die bundesrepublikanischen Wohnzimmer antreten. Für publizistisch anspruchsvolle Programme sorgt eine Equipe von Redakteuren, die aus heutiger Sicht erstaunlich viel Literaturprominenz in ihren Reihen hat: Bei Radio Frankfurt, dem späteren Hessischen Rundfunk, redigieren nach ihrer Rückkehr aus dem Exil Golo Mann, Hans Mayer und Stephan Hermlin; Ernst Schnabel wird Intendant des NWDR in Hamburg, wo er zusammen mit Alfred Andersch, nachmals Redakteur beim SDR, eine Vielzahl von zeitgemäßen Sendeformen wie das »Feature« oder den »Essay« entwickelt; im Kölner Funkhaus setzt Walter Dirks ab

1956 als WDR-Kulturchef journalistische und künstlerische Maßstäbe, während Helmut Heißenbüttel am SDR in Stuttgart die Redaktion des renommierten *Radio-Essay* übernimmt, den Autoren wie Heinrich Böll, Wolfgang Weyrauch, Ingeborg Bachmann, Friedrich Dürrenmatt und Ilse Aichinger sprechen. Es gab kaum einen freien Schriftsteller in jenen Fünfzigern und Sechzigern, der nicht für die »Abendstudios« oder Nachtprogramme des öffentlichen Rundfunks arbeitete. Und weil dieser dank seiner relativen Unabhängigkeit von Politik- und Markteinflüssen selbständiges, nonkonformistisches Denken »honorierte«, erwuchs dem Radio die Rolle eines Schrittmachers, der oft genug den intellektuellen Pulsschlag der Republik bestimmte. Es war die Zeit, als die Nation noch ganz Ohr war und abends gebannt am Empfänger saß, wenn Kommentatoren wie Gerhard Szczesny oder Walter von Cube die Welt erklärten, als Hörspiele noch die Straßen leer fegten und die Audiokunst eines Günter Eich oder Wolfgang Hildesheimer in den Literaturhimmel gehoben wurde.

Seitdem das mit Bildern auftrumpfende Fernsehen den Ton angibt, ist aus dem einstigen Leitmedium ein Begleitmedium geworden. Es läuft beim Bügeln, am Badestrand und natürlich beim Autofahren. Autoradio gab es in Amerika schon ab 1932; um auch hierzulande überall mitfahren zu können, bedurfte es erst der massenhaften Motorisierung in den siebziger Jahren. Auf diese Weise erreicht das Radio auch heute noch 95 Prozent aller Deutschen täglich drei Stunden lang – zumal im Stau. Wer aber hört noch hin? Zwar ist das Gerät ständig eingeschaltet, doch dient es den meisten, um abzuschalten. Konzentrierte man sich vormals aufs Zuhören, so zerstreut man sich heute beim »Durchhören«. Programmangebote gibt es inzwischen wie Sterne am Himmel. Im Zeitalter der Digital- und Satellitentechnik senden die Stationen bekanntlich um die Wette. Auf der Strecke geblieben ist dabei die Literatur. Zwar kommt sie im Hörfunk noch zu Wort, doch nurmehr in den Artenschutz genießenden Sendungen der öffentlich-rechtlichen Kultur- und Spartenprogramme. Im Kampf gegen die Kakophonie

von Dudeldum-Wellen und Hundertkommasechsen steht sie längst auf verlorenem Posten.

Was die Frage provoziert: Spielt umgekehrt für die zeitgenössische Literatur das Radio noch eine Rolle? Eben diese Frage bewegte den Redakteur der WDR 3-Kultursendung *Mosaik*, als er im Jahr 2001 deutschsprachige Schriftsteller um einen Exklusivbeitrag zum Thema Rundfunk bat. Der Form waren keine Grenzen gesteckt: Die Autoren konnten von ihren Erfahrungen mit dem Radio erzählen, über das Medium reflektieren, es rühmen oder beschimpfen, es glossieren oder poetisieren – ganz nach Belieben. Insgesamt 21 Autoren und Autorinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ließen sich von den Ätherwellen inspirieren.

Entstanden ist eine einzigartige Sammlung literarisch-essayistischer Texte zur Radiokultur. Eine Momentaufnahme der dichtenden Intelligenz, die das Verhältnis von Literatur und Rundfunk am Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert dokumentiert. Zugleich eine Sammlung voller Geschichten, wie sie nur das Radio schreibt. So wie der Transistor in einem kleinen Kasten die verschiedensten Sender versammelt, so treffen sich in unserer Anthologie die unterschiedlichsten Stimmen. Gemeinsam ist ihnen die Haltung des *écouteurs*, der sehr genau hinhört und manches wahrnimmt, was andere überhören. Der *écouteur* ist dichter dran am Geschehen. *Dichter am Äther* eben. Unter diesem Reihentitel waren die Dichterstimmen morgens im *Mosaik* zu hören, staffelweise gesendet bis zum Jahr 2004.

Die Serie hatte die Wirkung eines süchtig machenden Lauschgifts – jedenfalls führte sie große Teile des Publikums so sehr in die Abhängigkeit, daß sich nach Verabreichung der letzten Sendefolge starke Entzugserscheinungen bemerkbar machten. Dem vielfach geäußerten Wunsch nach einem Linderungsmittel kommt der verantwortliche Redakteur jetzt gerne nach: Mit dem Buch zur Serie kann der toxische Hörstoff nunmehr auf alternativem Weg ins zerebrale Glückszentrum gelangen. Daß Lesen nicht weniger Suchtpotential hat als Radiohören, muß die Therapeuten

hierbei nicht bekümmern: Von Menschen nämlich, die sich das Glück abgewöhnen wollen, ist nichts bekannt.

*Postskriptum:* Eine kostenfreie Hör-CD mit ausgewählten Beispielen aus der Sendereihe *Dichter am Äther* hält die Abteilung für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Westdeutschen Rundfunk bereit.

Peter Härtling

## Als Radiohören noch gefährlich war

In meiner Kindheit war Radiohören noch gefährlich. Es gab Sender, die als verboten galten. Unser Lehrer warnte uns: Wer die Bibisi hört – mit »wer« meinte er die Eltern –, dem drohe eine schwere Strafe. Das Radio, das wir hören durften, kannte ich gut. Es brachte Musik. Meistens sang ein Herr Strienz traurige Lieder, zum Beispiel stand er als Soldat am Wolgastrand, oder eine immergleiche Fanfare kündigte eine Sondermeldung an. Die wurde vom »Oberkommando der Wehrmacht« bekanntgegeben. Offenkundig wußte es als einziges über Sondermeldungen Bescheid. Meine Mutter nannte aber die sieben oder acht Wursträdchen im Kartoffelgulasch ebenfalls Sondermeldungen. Die aßen wir ohne Fanfare. Ich war sicher, daß mein Vater, sobald meine Schwester und ich zu Bett gegangen waren, die verbotene Bibisi hörte. Ich fragte ihn nie danach, denn ich nahm an, daß schon meine Frage gefährlich sein könnte. Wenn der Führer im Radio redete, rückte meine Großmutter stets ihren Stuhl ganz nah an das Schränkchen, auf dem das Radio stand. Mir befahl sie, mich neben sie zu setzen. Meine Schwester durfte weiterspielen. Und meine tschechische Tante verschwand, sobald der Führer sprach, auf dem Klo. Mutter und Vater schwänzten die Führerreden grundsätzlich. Sie schienen im voraus zu ahnen, wann sie gesendet wurden.

Als wir unsere Wohnung zum letzten Mal verließen, blieb das Radio zurück. Da die radiophone Entwicklung den Veränderungen in unserem Leben nicht nachkam, konnten wir auf den wochenlangen Flüchtlingstransporten kein Radio hören. Tragbare Transistorempfänger waren, zumindest für die umhergeschleuderte Volksmasse, noch nicht vorhanden.

1946 kamen wir wieder zu einem Radio, dessen magisches Auge mich stundenweise in Trance versetzen konnte. Es war das Zweiradio des alten Herrn, in dessen Häuschen wir als Flüchtlinge eingewiesen worden waren. Nie mehr habe ich mich derart im Hören verloren und kehrte so bereichert zurück. Ich begegnete zum Beispiel Beckmann, dem Heimkehrer in Borcherts Stück. Hans Quests Stimme habe ich nach mehr als fünfzig Jahren noch im Ohr. Und das Tock-Tock seiner Krücken und das verzweifelt geplärrte Lied von der kleinen Soldatenfrau. Ich war noch nicht vierzehn, fühlte mich aber so alt wie Beckmann, und den Unterschied zwischen dem Neckar, an den es uns verschlagen hatte, und der Elbe aus Wolfgang Borcherts Stück lehrte mich das Radio. Die Elbe konnte, wenigstens damals, nach dem Krieg, sprechen.

Eine zweifelhafte Erfahrung mit dem Radio machte ich etwas später. Der Vater eines Freundes, der Hitler als Polizeioffizier gedient hatte, baute sogenannte Detektoren und verkaufte sie, bis er nach einer geziemenden Frist wieder als Beamter eingestellt wurde. Es waren kleine Kästchen mit einer längeren Nadel daran und Kopfhörern. Drehte und bewegte man die Nadel vorsichtig wie auf einer unsichtbaren Skala, so empfing man über die Kopfhörer eher durch Zufall einen Sender. Trotz der etwas wackligen Magie zog ich Großmutter's Radio vor.

Das Fernsehen hat mir das Radio nicht ausgetrieben. Ich brauche die Imagination, die durch Hören ausgelöst wird. Es bleibt für mich ein Vergnügen, einer Stimme die Person hinzuzudenken. Inzwischen bin ich längst über den primitiven Grad der Einbildung hinaus, einen Baß als dicken Kerl zu »sehen«, einen Sopran als vollbusige Blondine. Und nach Wolfgang Borcherts *Draußen vor der Tür* kam Jahre danach ein zweites wunderbares Hörerlebnis dazu: Goethes *Novelle*, in der Inszenierung von Max Ophüls. Nie wieder ist es dem Radio gelungen, Menschenstimmen und Musik so unvergleichlich zu verbünden.

Wer weiß, sage ich mir, vielleicht gibt es noch ein drittes Mal – und höre weiter leidenschaftlich und erwartungsvoll Radio.

Friederike Mayröcker

## Äther

(Äther: Himmelsluft, wolkenlose Weihe des Himmels, das nicht näher bestimmbare Medium, in dem sich die elektrischen Wellen im Weltraum ausbreiten, Urstoff allen Lebens, Weltseele, Ätherleib, Astralleib: 1 dem irdischen Leib inwohnender Ätherleib, usw.)

und säugelt noch immer am Traum sonntags morgen und säugelt noch immer am Äther weil ich auch einer bin der immerzu ans Schreiben ans Kritzeln denkt und dieses mörderische *Kastel* dieses tragbare Radiokastel mich an der Hand nimmt und herumführt in den Sphären in meiner Wohnung, über den Rasen in Berg und Tal und ich zuweilen ärgerlich den Knopf abdrehe den Ausschaltknopf betätige weil mich die Musik oder die Quälereien des Gesprochenen so tot machen und die wenigen *Gehorsamkeiten* werden eingehalten: Sonntag früh z. B. »du holde Kunst«, Mittwoch abends und Donnerstag abends die erfreulichsten Vorträge und Gespräche, aber in der Musik zu wenig Bach ... ihr solltet den ganzen Tag Bach spielen, das wäre mein Programmwunsch und nicht ununterbrochen Mozart und Haydn, da bleibt das Herz stumm. Ach die unvergleichlichen Sendungen mit Michael Köhlmeier und die Orgelabende mit Martin Haselböck, da sauge ich mich tatsächlich voll, aber alles zu rasch vorüber nicht wahr, weiß der Kuckuck.

Und manchmal bläst der Wind 1 Blatt herunter von meinem Tisch und dann ist das auch 1 Musik, oder 1 Erschreckung, dasz einer von drüben. Aber manchmal da *g'wöhnen sich die Leut'* das Zuhören ab, und am schlimmsten sind die mitternächtlichen Experimente mit Musik, das

bringt mich zum Weinen: dieser Windelzustand, tatsächlich zum Heulen, aber das ist dann kein gutes Weinen sondern 1 zorniges Weinen weil man nichts dagegen tun kann ausser man schaltet auf Funkstille, gute Nacht.

Das sind meine Klagen aber zuweilen richtet die wunderbare Mirjam Jessa alles wieder ins Lot und man macht 1 Freudensprung, und 1 × habe ich ihr geschrieben weil meine Begeisterung grosz war, das war in der Zeit als sie ihre Nachtsendungen machte, da gab es exzellente Musiken und ihre Stimme war 1 Trost in der Nacht und am frühen Morgen wenn ich nicht schlafen konnte, und dann ruft Nina Retti an und sagt, Pierre Michon schreibt über *die Heiligkeit des Schreibens*, und das macht mich ganz wach und dann äugelt mein Ich aus dem Äther.

*John von Düffel*

## Die Bahnhofsansagerin

Mein erster Berufswunsch war Bahnhofsansager. Natürlich wollte ich wie jeder richtige Junge Feuerwehrmann, Pilot und eine Zeitlang auch Krankenschwester werden, aber Bahnhofsansager war meine erste wirklich selbstbestimmte Wahl. Und das kam so: Ich ging seinerzeit in der Nähe von Bremen zur Schule, und alle Wege führten über »Umsteigen in Bremen Hauptbahnhof«. Dort gab es diese große bogenförmige Bahnhofshalle, eine für meine damaligen Begriffe enorme Glas-und-Stahl-Konstruktion, in der sämtliche Lautsprecherdurchsagen endlos wiederhallten. Und es gab eine Bahnhofsansagerin mit dem samtigen Timbre einer Soul-diva, die alle Fahrgäste in Schall förmlich einwickelte. Sie hatte eine hauchig-nachlässige, fast schlafzimmerreife Aussprache. Wenn sie die üblichen Verspätungen durchsagte, konnte man ihr einfach nicht böse sein. Ihre Stimme ging mir durch und durch.

Ich war ein in Bremen Hauptbahnhof häufig gesehener Gast. Anders als meine Mitschüler stürzte ich beim Umsteigen nicht johlend in den nächsten Zug, sondern wartete, bis die Bahnhofsansagerin zu Ende gesprochen hatte. Erst in letzter Minute, wenn ihre Stimme strenger wurde und der schummrige Hauch auf den Silben verschwand, stieg ich ein. Türen schließen, mahnte sie. Ich hätte ihr stundenlang zuhören können.

Ich habe diese Bahnhofsansagerin nie getroffen, ich habe es nicht einmal versucht. Ab einem gewissen Punkt war mir klar, daß sie in Wirklichkeit nicht annähernd das sein würde, was ihre Stimme versprach. Der Zauber, mit dem sie mich berührte, lag in der Körperlosigkeit. Sie verlieh ihrer Stimme eine phantastische Dimension. Ich konnte mir eine

Person dazuerfinden mit einer Geschichte, einem eigenen Leben. Nicht, wie ich wollte, sondern so, wie es ihrer Stimme entsprach. Die Bahnofsansagerin im Bremer Hauptbahnhof war möglicherweise meine erste literarische Figur.

Diesem Phänomen bin ich seither nur im Radio begegnet. Es gibt Stimmen, die man hört, und augenblicklich steht man vor einer Geschichte: mit einer eigenen Sprache, einer Stimmung, einem Ton. Zwei, drei Worte genügen, und es formt sich das Bild eines Charakters mit ganz spezifischen Eigenschaften. Und während die Radiostimme weiterspricht, vervollständigt, verändert oder verwandelt sich dieses Bild. Es sind weder wirkliche noch frei erfundene Figuren, die im Dunkel der Hörbühne hin und her huschen. Es ist das Ungesagte, das jede Stimme in sich trägt – und manchmal ist dies Ungesagte wahrer und wirklicher als die Wirklichkeit.

Die ersten Texte, die ich geschrieben habe, waren Hörspiele. Das ist alles andere als ein Zufall. Durch eine Stimme, die einem begegnet, durch ein paar Worte, die man aufschnappt, entsteht eine Geschichte, beginnt wie aus dem Nichts ein Dialog. Auf einen Schlag ist alles da: die Atmosphäre, die Art zu denken und zu sprechen, der eigene Ton. Es muß nur noch erzählt werden.

Schreiben war für mich immer mehr Finden als Erfinden, was nicht heißen soll, daß man dabei keine Fehler machen kann. Sobald eine Geschichte aufblitzt, eine Stimme zum Charakter wird, geht die Arbeit erst richtig los: Es gilt, dem Zauber des Anfangs nachzuspüren und seiner Besonderheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Nur allzu oft passiert es, daß man dem ersten Eindruck untreu wird. Die Magie einer Stimme geht verloren, sie wird von Nebengeräuschen überlagert, meist von den guten Absichten des Autors selbst. Der Ton wird unkenntlich und verrauscht.

Im schwarzen Theater des Hörspiels bewegt sich die Sprache ganz frei – ohne die Körper der Schauspieler, ohne die Grenzen von Raum und Zeit. Sprache im Radio ist ihr eigener Schauplatz, und sie spielt in der Zeit, die sie sich gibt. Zu Unrecht betrachtet man das Hörspiel oft als amputierte Gattung. Seine Körperlosigkeit bedeutet nicht Verlust,

sondern die Möglichkeit, sich zu bewegen wie die Phantasie. Und Sprache nur zu hören kann genauso sinnlich sein wie das konzentrierte Hören von Musik. Mehr noch, gerade in der Körperlosigkeit des Radios tritt die Sinnlichkeit einer Stimme besonders hervor. Es gibt Stimmen, die kann man anfassen. Schwere Stimmen und solche, die leicht sind, wie Gedanken. Sprache im Radio wird Klangkörper und die Art und Weise des Sprechens zu einer Geschichte zwischen den Zeilen.

Vom Hörspiel habe ich gelernt, welche Bedeutung die Stimme hat. Sie gibt einem Text seine Identität. Wenn man den Anfang eines Romans liest, ist es nicht die Handlung, die einen fesselt, oder die Hauptfigur, mit der man sympathisiert – dafür weiß man noch zuwenig. Das erste, was einem begegnet, ist die Stimme des Erzählers. Und es gibt Stimmen, denen möchte man zuhören, was immer sie einem zu sagen haben, und solche, vor denen man sich verschließt.

Die Arbeit an einem Roman ist vor allem die Arbeit an dieser Erzählstimme. Sie ist, wenn man so will, die eigentliche Fiktion eines Buches. Der Autor legt seine biologische Stimme ab und nimmt die Stimme einer Kunstfigur an, mit der er Dinge sagen kann, die sonst ungesagt blieben. Der Ton dieser Stimme – die Art und Weise, wie sie die Welt färbt und wiedergibt – wird ihn zwei Jahre durch seine Arbeit begleiten. Und wenn alles gut geht, wird sie am Ende den Zauber des Anfangs nicht verloren haben, sondern so zu ihm sprechen wie die Stimme der Bahnofsansagerin damals zu einem von unzähligen Reisenden in Bremen Hauptbahnhof.

Eva Demski

## Ein Gefährt für Einzelgänger

Es gibt Legenden, schöne Familientableaus, die halten sich hartnäckig – so das von der Sippschaft, die sich um einen Volksempfänger schart, aus dem wahlweise Führerbefehl oder Feindsender erklingt. Die Wiederholung macht das Szenario nicht glaubwürdiger, es begegnet einem aber immer wieder, ungefähr so oft wie die Entdeckung der Literatur mit einer Taschenlampe unter der Bettdecke. Liebgewordene kollektive Erinnerungen, sie müssen ja nicht stimmen. Das Radio ist ein angenehmer Gefährte für Einzelgänger und kein Lagerfeuer der frühen Moderne. Wäre es das nämlich, hätte es längst ausgedudelt. So aber wird es immer wertvoller, ein Gerät, das die Funktion übernehmen kann, Einsame mit der therapeutischen Wirkung jenes ritualisierten Gebrabblers zu versorgen, für das früher die Kirche zuständig war. Das ist nicht respektlos gemeint. Töne, die einem vage vertraut vorkommen, auch wenn man ihren Inhalt gelegentlich nicht folgen mag oder kann, haben eine beschützende und tröstende Funktion. Man weiß das längst: Mangel an Bildern macht weit weniger arm und unglücklich als Mangel an Tönen. Wenn uns nichts mehr zu Gehör kommt, glauben wir, die Welt habe aufgehört zu existieren.

Die meisten Menschen denken, sie könnten nicht auf den Fernseher verzichten, das stimmt nicht. Dichter wissen das. Viele haben gar keinen, jedenfalls war das vor wenigen Jahren noch so. Indessen ist das Internet an die Stelle des Unverzichtbaren gerückt, ein akustisch eher ärmliches Medium. Auch das wird irgendwann obsolet werden, weiß der Himmel, was dann kommt, da sind die Kollegen von der *science fiction* zuständig. Mir ist es egal. Das Radio jedenfalls wird dem Einzelgänger, also den Dichtern, ein

zuverlässiger Gefährte bleiben. Im schalltoten Raum können sich nämlich die Gedanken nicht ausbreiten, ans Wachsen und Blühen gar nicht zu denken. Der eine braucht dazu Vivaldi, der andere Staumeldungen, den *Zuspruch am Morgen* oder den Börsenbericht. Auch das seltsamste akustische Begehren wird befriedigt, man muß nur lang genug suchen. Allerdings wissen das die Programmverantwortlichen oft nicht, sie machen sich nämlich keine Gedanken über den Lebensmittelcharakter des von ihnen verantworteten Mediums! Also ändern sie Formate, verschieben das Gewohnthe, schaffen es gar ab. Erfinden Sachen wie *Service*, worunter sehr überflüssige Dinge zu verstehen sind, die darauf hinauslaufen, aus dem geliebten und vertrauten Medium ein akustisches Kindermädchen zu machen.

Radiohörende Dichter wollen keinen Service. Sie wollen zu immer gleicher Zeit die gewohnten Töne und Gedanken hören. Wenn man jahrzehntelang sein inneres Ohr – natürlich auch das äußere – an, sagen wir, *Für Haus und Garten* erfreut hat – nicht weil einen die Themen so brennend interessierten, sondern weil die sanftstimmige Abfolge merkwürdiger und interessanter Ratschläge eine so hypnotisch beruhigende Wirkung ausströmte –, erschrecken einen taffe Service-Vorschläge, auch wenn sie sich dem gleichen Gebiet zuwenden.

Das Radio ist ein undreistes, ein mildes, ein unaufdringliches Medium. Auch der Empfindlichste kann es nutzen, ohne Schaden zu nehmen. Das möge bitte so bleiben. Es sollte nicht Fernsehen ohne Bilder sein wollen, laut und chic und immer vornedran. Das paßt nicht zu ihm. Es hat ja auch einen Bildungsauftrag, und es ist schön, sich über die Dinge der Welt informieren zu lassen, während man Zeitungsausschnitte sortiert oder jene Post erledigt, bei der man nicht zu denken braucht. Und das Musikhören ist eben auch ganz anders, wenn einem ein Unsichtbarer, aber musikalisch weit Überlegener, die Auswahl abnimmt. Klassikradio ist kein CD-Auflegen. Da weiß man oft nicht, wonach einem ist, beziehungsweise welche Art von Musik unsere poetische Produktion befördern könnte. Das Radio nimmt

einem die Entscheidung ab, es bringt uns auf ganz verwegene musikalische Ideen: Carmen und Carneval und Carmina – so lernt man was über Vielfalt und Mut.

In Zeiten von Katastrophen ist das Radio ein bekömmlicheres Informationsmedium als das Fernsehen. Akustisch wächst das Tröstende leichter als optisch, schon die Stimme in unseren stillen Räumen scheint Besorgnis, aber auch Besonnenheit mit uns zu teilen. Hektik sollte es nur bei Sportreportagen geben dürfen, und da gibt es sie auch. Nichts wunderbarer, als wenn überschnappende Reporterstimmen uns von Tor zu Tor kreuz und quer durch die Republik jagen. Natürlich sind Auflösungserscheinungen zu beklagen. Es darf gequäkt, genölt und genäseln werden, und den Grammatik-Regeln wird Gewalt angetan – das ist nämlich jugendlich und hip und bringt es weg vom bildungsbürgerlich-ältlich-vorgestrigen, schimmeligen Geruch, das Radio. Ich finde das schade. Ein paar Wellen sollten den schönen gewohnten Dingen freigehalten werden, dem großen Reisefeature, dem langatmigen Gespräch, den sanften Welterklärungen. Und dann Musik, Carmen, Carneval, Carmina. Nur so werden wir ihm treu bleiben, dem Radio, wir altmodischen Einzelgänger.

*Eckhard Henscheid*

## Die Fußballübertragung

Schon Monate vor dem 50-Jahres-Jubiläum der am 4. Juli 1954 im Berner Wankdorfstadion gegen die Ungarn mit 3:2 gewonnenen Fußballweltmeisterschaft hat man des damaligen Endspielreporters Herbert Zimmermanns Doppelschrei »Tor! Tor! Tor!« sowie »Toni, du bist ein Fußballgott!« in Richtung unseres Torwarts Turek so oft authentisch in den nach Authentizität und Legendenwiederholung süchtigen audiovisuellen Medien wiedergehört, daß spätestens am 4. 7. bloß mehr Widerwille, wenn nicht Haß bleibt. Es sei auch dahingestellt, ob beide Zitate wirklich so glorios unvergänglich sind und dabei nebenher noch heute für das damalige Primärmedium Radio so unverwelklich guten Eindruck machen – da gingen auch die Ansichten der sprachfreundlichen Experten schon immer ziemlich auseinander. Zum Beispiel plädiert der Poet und Fußballexperte Ror Wolf in seiner »Cordoba-1978«-Toncollage dafür, daß sowohl der österreichische Schreihals-Reporter Edi Finger als auch sein deutscher Kollege Armin Hauffe Inbilder sportlicher Sprechkultur seien, der eine fürs Impulsiv-Spontane, der andere fürs Gelassen-Vornehme – ich teile beide Meinungen nicht, sondern halte beide Prototypen des Fußballreporters für schwer daneben; Finger ist einfach ordinär – Hauffe brilliert zudem mit dem schwer absenten Kunststück, beim österreichischen Siegtor dran zu erinnern, daß dies heute am Tag des Sommeranfangs passiere, im Zuge seines besinnungslosen Geschwafels macht er aber auch noch einen »Winteranfang« mitten im Juni draus.

Ist Sport, zumal Fußball, aus Radioreporter-Mund erträglicher zumindest als aus den allzeit offenen Redelöchern der TV-Gewaltigen? Schwer zu sagen. Jene Geschmäcker, wel-

che seit den 70er Jahren snobistisch dafür plädieren, dürften heute schon wieder einen schwereren Stand haben. Zwar stammen meine Lieblings-Top-Danebenheiten der beiden letzten Jahrzehnte aus bewußtlosem Fernsehkommentatornmund: Wolfram Essers »Das Spiel der deutschen Mannschaft ist zu eng, zu weit« und ZDF-Figgemeiers Merksatz »Dieses Spiel ist eine derartige Werbung für den Fußball, daß es nicht wiedergutzumachen ist« anlässlich eines begeisternden Pokal-Semifinales Schalke–Bayern – daß aber umgekehrt Fußball im Radio live intelligenter, persönlicher, witziger, genuin sprachmächtiger, weil eben sprachbedürftiger sei: Das kann man leider auch nicht behaupten – auch wenn man, wie Ror Wolf und ich, immer wieder mal die halb un-, halb freiwillige Komik vor allem der samstäglich-sogenannten Konferenzreportagen gewürdigt und in semikünstlerischen Formen weiterverwendet hätte.

Was ich gelegentlich Samstagnachmittag im Radio höre, hat absolut nichts mehr mit dem Wachtraum meiner Kindheit, mit dem unsterblichen bayrischen Josef Kirmeier zu tun, meinem Erstidol als Rundfunkmann, bei dem da die Torhüter noch »hinter sich greifen« und das »runde Leder traurig aus den Maschen holen mußten«. Nein, bei allem, was ich so höre, ist da zwischen Fernsehquatsch und Radioquark heute nicht die geringste Differenz an Artikulationsniveau mehr – da sollte sich der Fußball- wie Sprachfreund kein x für ein u und keine »Standardsituation« für einen früheren lupenreinen Elfmeter vormachen lassen.

Wahrscheinlich ist das alles Jacke wie Hose – aber was heißt »wahrscheinlich«? Der Sprachkritiker sollte auch der Empirie verpflichtet sein, der Verifikation oder Falsifikation seiner Meinungen und Thesen – und so nehme ich denn diese meine Zeilen zum Anlaß, in mich zu gehen und bei der nächstens anstehenden Europameisterschaft medias in res, nämlich wieder mal ins Radio. Wo vom Fernsehen schon per definitionem seiner eigenen Bestimmung nach nichts Sprachschönes zu erwarten ist, da könnte ja doch im Radio ein neues Pflingstwunder nachgewachsen sein, ein neuer Josef Kirmeier, Oskar Klose, Sammy Drechsel oder

Rudi Michel – doch, ich bin plötzlich fast wild entschlossen: Ich werde tagelang lauschen. Der Mann, falls es ihn gibt, der neue Radiosprechkulturbeweiser – er soll mir nicht entgehen!

## Das Medium des Globalbewußtseins

Ich höre Radio. Das heißt: Ich höre Stimmen. Aber – ist das Stimmenhören nicht eine heikle Sache? Sie wissen, was ich meine. Wer Stimmen hört, ist doch ein Fall für den Arzt.

Früher war das anders. Das sagt der amerikanische Psychologe Julian Jaynes. Vor ein paar Tausend Jahren habe es in den Köpfen der Menschen zwei Kammern gegeben: In der einen gaben der Gott oder die Götter ihre Anweisungen, in der anderen lamentierte der Mensch über ihr strenges Regiment oder rechtfertigte seine eigenen Unbotmäßigkeiten. Das war, sagt Jaynes, das bicamerale Bewußtsein. Doch dann geschah etwas mit dem Stoffwechsel, die Mauer zwischen den Kammern im Kopf fiel; und fortan hörte sich der Mensch Selbstgespräche führen. So entwickelte er ein schlechtes Gewissen, das ihm ganz alleine gehörte, den Selbstzweifel, die Selbstüberlistung und das Handeln wider Vernunft und besseres Wissen.

Das ist freilich lange her. Wer heute Stimmen hört, die ihm die Welt erklären oder ihm gar Befehle geben, wird unter Kuratel gestellt. Schizophrenie ist eine Stoffwechselkrankheit und kann medikamentös behandelt werden.

Doch seit nicht einmal hundert Jahren gibt es das Radio: ein uns ständig begleitender und ständig vom Ganzen redender Weltgeist; ein Stichwortgeber für unsere Selbstgespräche; ein Ansprechpartner unserer Einsprüche, ein Ziel unserer Verwünschungen.

Wir hören Stimmen. Es gibt jetzt in der Menschheitsgeschichte knapp drei, vielleicht schon vier Generationen, die sich in einem permanenten, wenngleich weitestgehend passiven Gespräch über die Existenz und den Charakter des »großen Ganzen« befinden. Dabei hören sie jedoch nichts

vom göttlichen Kosmos, sondern die Summe all dessen, was geschieht oder was der Fall ist. Sie hören Nachrichten im Radio.

Mein Großvater konnte mir noch schildern, wie er zum ersten Mal seine Heimatregion verließ, um in den Krieg zu ziehen. Von der Welt draußen wußte er nichts. Dann lernte er sie kennen: im wesentlichen als tödliche Bedrohung. Heute wissen, ja empfinden wir alle dauernd, daß es das Universelle, daß es das Globale gibt und wie es darin zugeht. Man steigt etwa, um sich zeitgemäß zu bewegen, ins Auto, und gleich mit der Zündung schaltet sich das Radio ein. Umgehend befindet man sich in einem Nachrichtenkosmos und erfährt im Halbstundentakt, was gleich um die Ecke sowie an allen vier Enden der Welt in den letzten Stunden geschehen ist, Schreckliches zumal.

Nichts leistet solch innere Globalisierung besser als das Radio. Der Mensch ist wesentlich ein sprechendes Wesen und dennoch weitgehend optisch fixiert. Ständig wollen wir zwar etwas sehen, bekommen aber meist nur rohes, undeutetes Material. Dagegen hören wir tendenziell immer Bedeutung: Sprache, Musik, Krach. Und noch ein Unterschied: Während wir beim Sehen Obacht geben müssen, daß wir nicht lang hinfallen, können wir beim Hören noch so dies und das tun – und tun es auch: Autofahren, Saubermachen, Lieben. Und schließlich: Die Augen kann man wirklich schließen, die Ohren nur in der Metapher. Daher ist das Radio das ideale und eigentliche Medium des Globalbewußtseins. Bedeutungsschwer einerseits in dem was es mitteilt, erteilt es andererseits seinen Hörern Lizenz, während des Zuhörens ihr Leben weiterzuleben.

Mehr noch: Das Ohr am Radio, sitze ich auf einem ganz besonderen Platz: vor dem Fenster zum Marktplatz, den Blick ins Innere meines Zimmers gewandt. So sitze ich, ganz ruhig oder in eine Arbeit versunken, selbst gerade nicht Teil des bunten Lebens und Treibens da draußen – doch im Grunde sein wesentlicher Adressat. Denn während die da draußen jammern, feilschen und rasonieren, behalte ich, wofür es bezeichnenderweise kein Wort gibt: das akustische

Pendant zum *Überblick*. Mag sein, daß ich einsamer bin als die da draußen, doch meine Einsamkeit mit dem Rücken zum Fenster rührt ja daher, daß ich ganz Ohr für sie bin. Und in der Nacht werde ich Einsamer dann einer aus der weltweiten Gemeinde der Wachgebliebenen sein! Einer, der nachts Radio hört: Das ist eines der angemessensten Bilder zeitgenössischer Existenz.

*Wolf Wondratschek*

## Sieben Weltwunder fragen sich, was kommt jetzt?

Ich rede von der Nacht, wenn ich vom Radio rede, und von der Einsamkeit. Ich rede von einem Mann, einem Tagelöhner, angezogen auf einem Bett liegend, der raucht und zur Decke schaut, wo es nichts zu sehen gibt, und es ist Nacht. Aus einem Radio kommt Musik, und hin und wieder, genauso leise, eine Stimme. Er weiß selbst nicht genau, ob er nachdenkt, schläft oder zuhört. Irgendwann – und das ist alles, was er weiß – wird der Himmel wieder hell, und dann braucht er kein Radio mehr, jedenfalls nicht mehr so nötig.

Von daher, von diesem Foto, rührt meine wundergläubige Liebe für das Radio. Es kann nie etwas so schief laufen, daß nicht wenigstens ein Radio hilft, wieder ruhig zu atmen.

Bis heute hat mir das Radiohören immer den größten Spaß gemacht. Ein Vergnügen, denke ich, eine Erfindung, die auf Knopfdruck sendet. Man muß nicht einmal hören. Und trotzdem wirkt sie. Manchmal hört man dann doch zu, eine Weile. Es ist immer genug Musik da, wenn man will. Und das ist das Wichtigste.

Versteht sich, daß ich immer eines in Reichweite habe, das ich als Spielzeug betrachte. Ich schalte ein und aus, je nach Stimmung oder, was die Nachrichten betrifft, nach Notwendigkeit. Ich weiß, es wartet. Es spielt mit, wenn ich vorschlage, einfach mal wieder die Mittel- oder Langwelle nach Frequenzen, fremden Sprachen und fremdartigen Tönen und Geräuschen abzusuchen, nach fernen, kaum vernehmbaren Stimmen aus europäischen Studios und muslimischen Distanzen, und wundere mich tatsächlich noch immer, daß in der Luft, die ich atme, gleichzeitig auch die

Kraft steckt, mich mit globalen Entfernungen kurzzuschließen, die ich im Glücksfall nur in Träumen zurücklegen kann. Ich wäre, vermute ich, vielleicht gern Spion geworden, nur um auf eigene Faust und für eine Sache, die sich lohnt, senden und empfangen zu können; George Tabori hat davon erzählt und, natürlich, Witze gemacht darüber. Oder das gewesen: Ches Mann im bolivianischen Dschungel, der mit dem Ohr am Radio. Oder Funker einer Bande von Außerirdischen, die immer nur Samstag nachts landen. Oder das Radio selbst, zum Beispiel das neben Marilyn Monroes Bett. In New York habe ich gesehen, daß kein Radio zu groß oder zu schwer sein kann, um nicht den, der es rumschleppt, tanzen zu lassen.

Um das Leben zu lieben, das war die Lektion, braucht es ein Radio.

Ich war immer schon mehr ein *Ecouteur* als ein *Voyeur*, schon als Kind, das nach Einbruch der Dunkelheit, wie es sich in Sommernächten in den Städten leicht ergibt, Liebespaare lieber durch die offenen Fenster belauschte, als daß es sie hätte sehen oder beobachten wollen. Sah man den Wind, den man hörte? Odysseus hörte die Sirenen, er sah sie zuerst ja nicht. Ich habe vor dreißig Jahren in Düsseldorf bereut, einmal eine Verabredung mit einer Stimme am Telefon getroffen zu haben, nicht bedenkend, daß die Stimme, die ich zum Rendezvous bat, eine Gestalt, ein Gesicht und einen Körper haben würde. Meine Phantasie mußte sich schlagartig der Realität des Visuellen anpassen, was mißlang. Auch höre ich heute, wenn überhaupt noch, eine Opernarie lieber im Radio (am liebsten im Vorübergehen aus einem geöffneten Fenster!) als in der Oper. Lieber lasse ich mich mit Judy Garland in die Kissen sinken, eine Flasche und was für die Ausdauer für sie in Reichweite; schließlich singt sie gerade, und das nur für mich. Was die seit Kindertagen unvergeßlichen Übertragungen von Sportereignissen angeht, diese so elementaren Eruptionen und akustischen Detonationen der menschlichen Stimme, ist mein Bedauern über deren Verschwinden grenzenlos. Ich bedaure als Boxfan insbesondere, daß es keine Rundfunkre-

portagen von großen Boxkämpfen mehr gibt, mal abgesehen davon, daß es große Boxer gar nicht mehr gibt.

Ich habe mein Radio immer für die interessanteste Maschine gehalten, die es geben konnte, und entsprechend behandelt. Es war unersetzbar. Ich war in der Lage, die Banalität eines Familienlebens mit einem Druck auf die Radiotaste zum Teufel zu schicken. Ich hörte nicht mehr nach außen. Ich saß unter einer Glocke, die auch dem Gesicht meines Vaters standhielt. Ich machte Ferien – und vor jedem Einschlafen kleine Weltreisen. Einzig der Gesang einer ersten Amsel im April kann mich heute veranlassen, einer morgendlichen Haydn-Symphonie den Laufpaß zu geben.

Ich habe das Radio oft in Gedichten besungen. Das Radio, das einem durch die Nacht hilft. Der gute alte UKW-Kanal, auf dem die Fliegen sitzen. Das Radio neben der Kaffeetasse. *Noch mal das Fenster auf / Zigarette, Freitagnacht, Radio an. / Sieben Weltwunder fragen sich, was kommt jetzt?* Ein Sandsturm, verwehte Sphären, arabische Bauchtanzmusik. Auch so ein Versäumnis meines Lebens: Warum habe ich nicht auf einem Piratensender angeheuert, zum Beispiel dem von Radio Liberty, als DJ einer von Freunden und mir erfundenen Joint Galactical Company, eines extraterrestrischen Senders? Ich hatte Freunde in Amsterdam, die damals ihr eigenes Radio machten, zuhause vom eigenen Sofa aus. Wer Material schickte, war auf Sendung. Ich dagegen hatte es auf Erden mit katholischen Intendanten zu tun, mit Dramaturgen und Rundfunkgesetzen. Als Schamane wäre ich damals, als ich Hörspiele schrieb und mit Tonaufnahmen experimentierte, nicht mal am Pfortner vorbeigekommen.

Man hat ständig Besuch. Oder ist ihn los. Ein Radio genügt. Ich habe beim Radiohören das Zuhören gelernt. Das Staunen natürlich auch. Und seine Benutzung. Das Radio kann eine Bibliothek sein, eine Börse, ein Konzertsaal, ein Märchenwald, eine Universität. Und der beste Kumpel, wenn man unterwegs ist. Von Kalifornien runter nach Florida, quer durch Amerika und weiter nach Mexiko. Oder über den Brenner, an Mantua und Modena vorbei, in den

Süden. Ich wehre mich gegen jede falsche Beschleunigung. Ich fahre genau das Tempo von Dylans Stimme. Und halte an der Option fest, nie mehr anzuhalten.

Nachts Langwelle hören, und Sie lernen das Gefühl kosmischer Vereinsamung kennen.

Nichts verständlicher, als in jenen Stunden, wo zwischen Glückseligkeit und Wahnsinn kein großer Unterschied besteht, nicht mehr alles verstehen zu wollen.

Das Radio, wenn es sonst nichts könnte, hat Mitleid mit den Schlaflosen.